

Kindheit und Jugend

Das Elternhaus

Am achten Februar 1941 wurde ich in Mainz geboren. Genauer, in Mainz – Mombach im Rochus-Krankenhaus. Dass meine Mutter Matilde geborene Hoffmann dort entband statt in der städtischen Klinik, hatte damit zu tun, dass eine Zwillingsgeburt erwartet wurde, die auch tatsächlich eintrat. Deswegen sollte die Geburt nicht zu Hause, in der Großen Bleiche 53, Ecke Bauhofstraße, sondern in der Mombacher Klinik stattfinden. Mein älterer Bruder Siegfried kam eine gute Stunde vor mir zur Welt. Ich wies immer darauf hin, dass meine angeborene Höflichkeit schon mit meiner Geburt zu Tage trat, da ich meinem Bruder den Vortritt gelassen habe mit all den Nachteilen die das Herkommen dem Zweitgeborenen traditionell in der Vergangenheit aufbürdete: Statt der Nachfolge in die Herrschaft über ein Territorium war ihm in der Regel der geistliche Stand zugewiesen. Ich habe diesen Nachteil der späteren Geburt allerdings ganz gut überstanden, z. B. indem ich dem mir zugedachten geistlichen Beruf entgehen konnte. Die Wohnung in der Großen Bleiche lag sinniger Weise da, wo heute die Büros der Abgeordneten des Landtags von Rheinland-



Das erste (Such) Bild: Links Eckhart – rechts Siegfried (schon unverkennbar?) im Alter von 7 Monaten.



Jetzt ist doch klar, wer „wer“ ist (1943).

zu mir, ein ausgeglichener, vielbelesener und gütiger Mensch, der nie laut wurde und der niemals zu handfesten Erziehungsmaßnahmen griff. Kurzum, die von uns Kindern gebrauchte Formulierung „Väterchen“ war bezeichnend. Meine Mutter, „Mutti“, ein frohgemutes Mainzer Kind, das jüngste von sieben Geschwistern, war vor ihrer Heirat 1939 Sekretärin im damals städtischen Krankenhaus im Vorzimmer von Prof. Keller, dem Chef der Kinderklinik. Diese Tätigkeit gab sie auf, auch als 1943 das dritte Kind, Freya, die Familie erweiterte. Mein Vorname leitete sich von dem Mystiker Meister Eckhart ab, für den mein Vater eine besondere Vorliebe hatte. Als gebürtiger Straßburger, 1892 geboren, war er im Ersten Weltkrieg während seines Studiums in Straßburg für die Deutschen in den Krieg gezogen und war nach dem Versailler Frieden und dem Verlust des Elsass an Frankreich, im Deutschen Gebiet geblieben. Er studierte dann in Heidelberg weiter Philosophie. In Straßburg hatte er Albert Schweitzer kennengelernt, der derselben liberal-christlichen Studentenverbindung, der „Wilhelmitana“ angehörte. Sie haben sich auch noch später geschrieben. Über Heidelberg, wo er bei Heinrich Rickert in Philosophie Summa cum laude promoviert hatte, im Nebenfach bei Karl Jaspers in Psychopathologie, war er 1929 nach Mainz gelangt. Er war als Pfarrer der Freireligiösen Gemeinde bei seinen Schäfchen sehr beliebt, auch weil er auf seinem Segelboot namens „Katze“ in seiner Freizeit auf dem Rhein immer Freunde mitnahm. Eines Tages versenkte er es bei einer Rheinpartie im „Binger Loch“, was seinem Namen wegen der Felsen mit ihren Untie-

Pfalz untergebracht sind. Dass ich selbst einmal dieser Kategorie kurzzeitig angehören würde, wurde mir allerdings nicht in die Wiege gelegt. Mein Vater war der bekannte Pfarrer Dr. Georg Pick der Freireligiösen Gemeinde Mainz, die 1845 gegründet worden war, ein glänzender Redner mit vielen Bekannten und Freunden in der Mainzer und rheinland-pfälzischen Szene. Gleichzeitig war er im Gegensatz

fen alle Ehre machte. Wenn er später auf diesen Vorfall angesprochen wurde, reagierte er etwas einsilbig. Es war ihm unangenehm, über diesen dann doch glücklich ausgegangenen Unfall ohne Personenschaden zu berichten. Das Boot muss heute noch irgendwo auf dem Grund des Rheins liegen, behauptete ich.

Früheste Erinnerungen

Meine frühesten Erinnerungen bestehen im Aufenthalt auf dem großen Ledersessel meines Vaters, den ich „Budda“ nannte. Das stimmte meinen Vater insofern hoffnungsfroh, dass ich – siehe mein Vorname – einmal ein Philosoph werden könnte. Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, obwohl ich später anfangs neben Jura auch Philosophie studierte. Von dem besagten mit breiten Lehnen versehenen Sessel vor seinem Schreibtisch konnte ich schon früh die reichgefüllten Bücherregale meines Vaters erreichen, eine Tatsache, die ihn zu dem folgenden Zweizeiler veranlasste. Er konnte auch wunderbar dichten.

*„Der Räuber, Räuber Willewit,
der nimmt uns unsre Schlüssel mit.
Der Eckhart ist sein Spießgesell*

Dr. Georg Pick

65 Mainz, den
Wallstraße 10
Telefon 23823

Stutje u. Eckhart

*Einladung zu einem
frohen Wochenende
an dem Ufer des Neckars
anlässlich des Geburtstags
unserer lieben Stutje
am 29. August 1940*

Die charakteristische Schrift meines Vaters.

und holt die Bücher vom Gestell“.
Später, als unsere Schwester Freya 1943 hinzukam,
erweiterte er die Zeilen:

*„Die Freyabopp` macht viel Krawall,
erfüllt das Haus mit lautem Schall“.*

Wobei „Bopp“ ein Mainzer Ausdruck für „Puppe“ war. Ich nannte meinen Bruder wie daraus hervorgeht, anfangs „Willewit“. Mein Bruder bewachte seine (unsere) Spielsachen sehr betont, indem er sie in einer Zimmerecke sicherte und sich davorsetzte. Die Schlüssel faszinierten ihn wohl wegen ihres Kluges und Glanzes. Wahrscheinlich wurde dort schon seine Affinität zu goldglänzenden Zähnen sichtbar. Die Liebe zu Büchern habe ich allerdings vom Sessel unseres Vaters aus ins Leben einbezogen und so zu sagen im väterlichen Büchergestell zu „fassen“ bekommen. Er las uns in seinem Arbeitszimmer oft vor. „Vater, zähl` uns ein Märchen“ war die Aufforderung, uns eine Geschichte aus dem deutschen Märchenschatz oder der griechischen Mythologie zu erzählen. Dazu brauchte er kein Buch, weil er diese Geschichten im Kopfe hatte. Auch Märchen seiner elsässischen Heimat gehörten dazu. Eines endete mit dem Satz: „D` Ratte henn en uffgezehrte“. Auch der Vers: S` nachts, wenn der Mond schint, rupelt`s uff de Brucke, bringt der Hans die Gretel ham, uff de krumme Krucke“. Früh kamen wir mit dem griechischen und germanischen Götterkosmos in Kontakt. Homers Ilias und Odyssee waren uns bald ebenso vertraut wie die Mythen aus der Edda. Unser Vater schöpfte bei seinen Predigten aus dem Schatz an Literatur und Philosophie. Vor allem Goethe war immer wieder Gegenstand religiöser Betrachtung. Dessen Pantheismus schätzte er sehr. Philosophen und kritische Denker wie Meister Eckhart, Spinoza, Giordano Bruno und Michael Servet waren für ihn Vorbilder in Mut und Freiheit des Denkens.

Das nächste Ereignis, das mir im Gedächtnis geblieben ist, war ein großer Baum in einer Grünanlage auf der anderen Seite der Großen Bleiche, von dem eines Tages ein Mann herunterfiel, als wir dort spielten. Vielleicht war es die Unterhaltung der Erwachsenen über diesen Vorfall, der mich so beschäftigte. Ich erinnere mich auch noch an den einzigen Tag im Kindergarten, von dem unsere Mutter meinen Bruder und mich erlöste, als wir weinend auf einem Schrank saßen. Warum die so genannten Kindergärtnerinnen uns so drangsaliert hatten weiß ich bis heute nicht. Eventuell entsprachen wir nicht ihrer

Auffassung von Disziplin und Unterordnung. Am tiefsten sind die Eindrücke rund um die Fliegerangriffe auf die Stadt im Jahre 1945. Ich erinnere mich noch an das Hochbett im Keller unseres Hauses Große Bleiche 53, der zum Luftschutzraum „LSR“ deklariert war, in den wir bei Fliegeralarm flüchteten und in dem wir die Bombenabwürfe abwarteten. Auf dem Bild sieht man das unzerstörte Haus, die Ecke Große Bleiche 53 / Bauhofstraße, ein repräsentatives Haus, wohl in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts (wieder) aufgebaut, sicher aber schon aus der Barockzeit stammend. Das Foto zeigt den repräsentativen ersten Stock mit unserer Wohnung, von der aus zwei Frauen beobachten, die ich nicht identifizieren kann, wie 1930 die französischen Besatzungstruppen nach der Rheinlandräumung die Stadt verlassen. Wie es sich gehörte, bewaffnet und mit klingendem Spiel.



Das Geburtshaus, die Ecke Bauhofstraße / Große Bleiche 53.



Sehr genau ist mir der 27. Februar 1945 in Erinnerung. Nach der verheerenden Bombardierung von Mainz, das damals zum größten Teil zerstört wurde, retteten wir uns –Mutter und die drei Kinder, aus der noch rauchenden Ruine unseres Hauses. In Abwesenheit unseres Vaters, der irgendwo zum Löschen eingeteilt war. Ohne die Standfestigkeit unserer Mutter wären wir sicher im Feuer oder unter einstürzenden Trümmern umgekommen. Sie weigerte sich, mit uns in das Nachbarhaus zu flüchten, das in dieser Zeit wie üblich durch Zwischengänge und -türen auf der Ebene der Keller mit den benachbarten Gebäuden verbunden war. Alle, die nach den Bombentreffern in unser Haus in Panik in die Keller der angrenzenden Häuser flüchteten, die wohl noch nicht getroffen waren oder noch nicht brannten, kamen dort später um. Als wir den Keller nach dem Angriff verließen,



Zu dritt in Osthofen 1949: von links Siegfried, Freya und ich.

lag auf der Straße ein angekohltes, gelbes Holzwägelchen, das Überbleibsel unserer Spielsachen. Vermutlich wollte mein Bruder den Spielzeugrest bergen, jedenfalls fiel er in eine Kanalöffnung, deren Deckel weggesprengt war. Außer ein paar blauen Flecken ging das Abenteuer aber gut aus.

Ausgebombt und in neuer Umgebung: Zuflucht Ingelheim

Da unsere Wohnung einschließlich eines großen Teils der Bibliothek, soweit sie nicht ausgelagert werden konnte, nicht mehr da war, gehörten wir zum Kreis der „Ausgebombten“, die auf die umliegenden Gemeinden, sofern diese nicht dasselbe Schicksal wie Mainz erlitten hatten, verteilt wurden. Zuerst zogen meine Eltern uns auf einem kleinen Leiterwagen mitsamt unserer Habe nach Ebersheim, das mir auch heute noch sehr weit vom Stadtkern entfernt erscheint, auch wenn es 1969 eingemeindet wurde. Die spätere Eingemeindung nannte man damals „Zwangsehe“. Von dort aus wurden wir nach Ingelheim „evakuiert“, wie es damals hieß. Unser erstes Domizil war zunächst ein Zimmer in der Weihehalle der Freireligiösen Gemeinde Ingelheim in der Mühlstraße, umgeben von einem wilden Garten mit einem dort gefundenen römischen Steinsarg, dessen teilweise verrückte Deckplatte unseren Phantasien über die Identität des Begrabenen freien Lauf ließ. Später, als die Franzosen nach dem Abzug der Amerikaner ihre „Besatzungszone“ errichteten, okkupierten sie die herrschaftlichen Villen entlang der Bahnhofstraße. Ihre Gärten grenzten an die Rückseite unseres Grundstücks. Wenn die französischen Familien gute Laune hatten, reichten sie uns manchmal Weißbrot, in Form von „Baguettes“ oder „Flutes“ über den Zaun oder warfen Reststücke in den Garten. Sie waren allerdings nicht so freigiebig wie die Amerikaner, von denen wir Schokolade und Zigaretten - zum Tauschen - erhielten. Die Schullaufbahn meines Bruders und mir begann 1947 in der „Präsident-Mohr-Schule“ in Ingelheim, der Volksschule von Ober - Ingelheim. Mohr war eine der bedeutendsten Männer aus dem Paulskirchen-Parlament und später Präsident der Ständeversammlung in Hessen. Er war auch Mitbegründer der Freireligiösen Gemeinde in Ingelheim.

Heute „Aufhof“ statt des historischen „Ufhubs“

Inzwischen waren wir in eine richtige Wohnung im Neuweg 30, an der Ecke „Ufhub“, umgezogen. Heute haben die Ingelheimer Stadtväter und -mütter daraus den „Aufhof“ gemacht, wahrscheinlich weil es ihnen vornehmer klang. Uns war es damals allerdings egal. In der Nähe befand sich auch ein alter Wehrturm, Teil der alten Befestigung der Stadt. Später wurde er von der Ingelheimer SPD genutzt. Ich konnte damals nicht ahnen, dass ich als MdB dort einmal Sprechstunden abhalten würde.

Das Gebäude, in dem unsere Wohnung lag, war ein ehemaliges Gasthaus mit Räumen, die unter dem Dach noch mit dem Schmuck früherer Feste bestehend aus Girlanden und Glastrauben angefüllt waren, ein Eldorado zum Spielen. Neben unserer Wohnung lag der Bauernhof von Frau Walch, einer energischen Bäuerin, deren Mann wohl (noch) nicht aus dem Krieg bzw. der Gefangenschaft heimgekehrt war. Wir konnten jedenfalls die Vorteile der Landwirtschaft nach dem Kriege hautnah verfolgen. Dazu gehörte das Zuschauen, wie geschlachtet wurde, von der hauseigenen Kegelbahn aus, deren Fenster auf den Innenhof der Nachbarschaft gingen. Über dem Misthaufen befand sich eine „Puddelpumpe“, mit der die Gülle in den Kesselwagen zur Düngung der Felder gepumpt wurde. Als sich unsere neugierige Schwester Freya einmal zufällig unter der Pum-



Vater, Mutter und drei Kinder.

pe aufhielt, bediente das Nachbarkind Manfred den Schwengel und überschüttete sie mit einem Schwall Jauche. Es dauerte etwas, bis unsere Mutter Kind und Kleidung wieder gesäubert hatte. Nach meiner Theorie hat ihre bis heute bewunderte Haarpracht ihren Ursprung in der damaligen Dusche. Wir selbst hatten auch einen kleinen Stall mit Hasen und einem Dutzend Hühnern zur Selbstversorgung. Wenn ein Tier geschlachtet werden musste, zog sich mein Vater zurück und ein Nachbar, dessen Ziegenmilch mich heute noch erschauern lässt, verrichtete das notwendige Werk, wobei wir Kinder über die verschiedenen Organe des Schlachtopfers mit rheinhessischem Dialekt aufgeklärt wurden.

Spielplatz Wingert

Die Umgebung, damals noch am Rande der Bebauung von Ingelheim Richtung Groß Winternheim, geprägt von Weinbergen und Getreidefeldern, lud uns Kinder zu Abenteuern in den Wingerten und Feldern ein. Man konnte Früchte und Trauben „stoppeln“, auch wenn die Ernte noch nicht beendet und eingebracht war. Das war natürlich nicht legal und öfter verfolgte uns der „Wingertschütz“, der uns angesichts seines Alters nicht folgen konnte, wenn wir von den terrassierten Weinbergen auf die nächste Etage sprangen. Seine eigentliche Aufgabe bestand ja auch darin, fressgierige Stare durch Knallen zu vertreiben und nicht hungrige Kinder. Auf der anderen Seite des Neuwegs befand sich ein Löschteich, der noch mit Wasser gefüllt war, um bei Bränden Löschwasser zur Verfügung zu haben. Er diente später den deutschen Soldaten vor ihrer Gefangennahme noch dazu, Kriegsgerät wie Waffen zu entsorgen. Eines Tages fanden wir eine Panzerfaust, die wir bearbeiteten, bis der Zünder losging. Es gab einen gehörigen Lärm. Zum Glück war sie nicht mehr mit einer Granate geladen. Aus dem Lauf kamen nur noch angekohlte Plättchen. Der Schreck saß uns allerdings tief im Gemüt, als wir schnell nach Hause liefen. Bevor wir in die Schule kamen, sehe ich noch heute unsere Mutter, die normalerweise nichts so schnell erschüttern konnte, aufgelöst und mit Tränen nach Hause kommen. Sie hatte versucht, für uns die Schiefertäfelchen zu kaufen, die wir als ABC – Schützen benötigten. Papier war damals zu teuer, um darauf die Hausaufgaben zu machen. Die Ladeninhaberin hatte die Tafeln schon zurecht gelegt, als eine Käuferin mit Geld und Wein

sie meiner Mutter wegschnappte. Ich habe meine Mutter nur selten Weinen sehen. Als Ersatz bekamen wir später doch noch gebrauchte Tafeln, die schon tiefe Runzeln oder Runen vom Druck der Griffel aufwiesen. In unser Haus zog etwas später der Direktor Frammelsberger von der „Schöfferhof-Brauerei“ aus Mainz mit seiner Familie ein. Vermutlich gehörte unser Gast(haus) zum Besitz der Brauerei. Er war ein liebenswerter Bayer, der unseren Eltern oft einen Kasten Bier mitbrachte, so dass wir am Tauschhandel teilhaben konnten.

Einmal verbrachten wir Kinder, als unsere Mutter krank war, mehrere Wochen bei einer ihrer Schwestern, Gisela und ihrem Mann Ernst, der Bahnhofsvorsteher in Osthofen bei Worms war. Da wir während der Schulzeit dort aufgenommen waren, besuchte ich die Volksschule. Als der Lehrer einmal im Dialekt von Jesus und seinen 12 Jüngern erzählte, verstand ich „Hiener“ und dachte, es handele sich um Hühner, bis ich dann aufgeklärt wurde.

Unser Vater war in dieser Zeit mit unserem „Fahrzeug“, einem betagten Fahrrad, unterwegs in die umliegenden Gemeinden, die er in Rheinhessen betreute. Er brachte dann öfter von den Feiern Taufen, Trauungen und Beerdigungen seine Honorare in Form von Mehl- oder Kartoffelsäcken und (seltener) Wein auf dem Gepäckträger mit nach Hause. Wie er dies ohne Gangschaltung auf den damals ziemlich löcherigen und holperigen Straßen und Wegen schaffte, blieb sein Geheimnis. Wir haben ihn nie klagen hören.

In der Volksschule

In der Schule fühlte ich mich wie auch in den folgenden „Anstalten“ ganz wohl. Die „Präsident-Mohr-Schule“ lag in der Mitte von Ober-Ingelheim, nicht weit vom alten Rathaus, vielleicht zehn Minuten zu Fuß von unserer Wohnung. Nicht zu Fuß, sondern mit einer Kutsche, kam unser Klassenkamerad Carlo von Opel, der täglich so zur Schule vom Gut Westerhaus gefahren wurde. Gelegentlich waren wir dort eingeladen. Mir wurde damals schon klar, dass es unterschiedliche soziale Schichten der Gesellschaft gab. Die „Ohrenbrücker“ waren Kinder in unserer Klasse, die in der Gegend um die Ohrenbrücke über die Selz in einer Behelfssiedlung wohnten. Ich weiß nicht mehr, ob es sich um Landfahrer handelte oder um Menschen, die ohne oder mit geringem Einkommen waren. Die erste Klassenlehrerin, „Fräulein“ Mayerweg, so nannte man damals

Sozialdemokrat Georg Rückert, Oberbürgermeister in Ingelheim und später Regierungspräsident für Rheinhessen, die neue Unterkunft vermittelt hatte. Das Haus, eine Doppelhaushälfte, lag hinter der Waggonfabrik, der „Waggon“, und grenzte an den unbebauten und von der Spargelwirtschaft geprägten Teil des Mombacher Sandes und an das „Müllerwäldchen“, eine herrliche Landschaft prädestiniert für Abenteuer in den ehemaligen Spargel- und Obstfeldern. Nebendran wohnten der spätere Gründer der Minipressenmesse Norbert Kubatzki und seine Mutter. In der Volksschule Mombach leitete Lehrer Ahr unsere Klasse, streng aber gerecht. Ich erinnere mich noch gerne an die Schulspeisung, die wir dort täglich bekamen, wöchentlicher mit einem Riegel Schokolade als Höhepunkt. Vorbildlich wurde mein Löffel, den wir immer dabei hatten, auch mit Lebertran wegen des Vitamins D gefüllt, Vorbildlich deswegen, weil ich der Einzige war, der freiwillig einen Nachschlag wollte.

Das altsprachliche Gymnasium

Nach der Volksschule besuchten mein Bruder und ich ab 1950 das altsprachliche Gymnasium in Mainz, das zunächst in der Marienschule unterhalb von St. Stephan in der Altstadt untergebracht war. Sie ersetzte das zerstörte Gebäude in der Kaiserstraße noch für einige Jahre, bis man wieder in die Kaiserstraße am „117er Ehrenhof“ umziehen konnte. Der dortige mächtige Löwe aus Bronze hatte vom Auf-ihm-sitzen und Herunterrutschen immer einen blankpolierten Rücken und eine hell schimmernde Schwanzoberfläche. Wir fuhren immer mit der Straßenbahn, die damals noch ein größeres Schienennetz besaß als heute, von unserer Wohnung in der Mombacher Turmstraße bis zum Münster- oder Schillerplatz, gewöhnlich auf dem damals offenen Perron der Wagen, weil der Innenraum schon bei unserer Haltestelle „Waggonfabrik“ übervoll war. Das hatte den Vorteil, dass der Schaffner, der mit der Geldtasche vor sich auf dem Bauch Fahrkarten verkaufte, uns kleine Passagiere zwischen den Erwachsenen gar nicht sehen konnte. Nach dem Umzug der Schule vom Stefansberg in die Kaiserstraße konnten wir am Bahnhof aussteigen. Wir sparten damit häufig 10 Pfennige Fahr- geld, das wir zur Belebung der Nachkriegskonjunktur nutzen konnten meistens als Käufer von „Klickerwasser“. Das waren kleine Flaschen mit Mineralwasser und einer Glaskugel als Verschluss nach der Öffnung. Alternativ erwarben wir auch Lakritzpfennige. Manchmal ärger-



Im Treppenhaus des Gymnasiums: Der in der ersten Reihe rechts außen bin ich, Siegfried in der Mitte, am gleichen Pullover erkennbar. Der Lehrer oben rechts Dr. Ganter.

ten wir auch die älteren Schüler, indem wir so genannte „Milchbomben“ zündeten. Die Primaner standen meist in Kreisen in den Pausen zusammen und stellten die Milchtüten vor sich hin. Wir rannten dann durch den Kreis und traten auf die Milchtüten, die dann den Inhalt an die Beine der Umstehenden verspritzten. Dann war natürlich Flucht angesagt. Ansonsten war ich gut gelitten, da mein Bruder und ich frei hatten, wenn sich unsere Klassenkameraden mit der Bibel beschäftigten. Ich spielte dann meist im Handballtor. Im Gymnasium waren damals neben Kriegsheimkehrern mit altem Kommandoton und z. T. entsprechender „rechter“ Gesinnung auch Lehrer tätig, an die ich mich gerne erinnere. Der Sportlehrer, Jockel Eberle, an den noch lange ein Preis im Basketball erinnerte, meinte zwar, als ich mich einmal im Sportunterricht mit einem Mitschüler unterhielt, es gäbe nichts „Verschwätzeres“ als „Pfarrersöhne und Lehrentöchter“, schätzte aber meine sportlichen Tätigkeiten, zu denen ich noch komme. Die Turnhalle ist mir deutlich vor Augen, da sie mit einem ziemlich gewelltem Boden behaftet war. Das waren, wie uns erzählt wurde, Überbleibsel aus dem Krieg mit dessen Erschütterungen nach dem Abwurf der Bomben. In der Schule trafen wir unsere Cousine Herta und unseren Cousin Will,

die Kinder meines Lieblingsonkels Otto, eines Bruders meiner Mutter. In der Großen Pause konnten die Schüler Getränke wie Milch oder Wasser und Brötchen kaufen. In einer Freistunde, denn wir besuchten als „Heidenkinder“ nicht den vormittäglichen Religionsunterricht, sondern erst am Nachmittag den freireligiösen, spielten wir mit den „Großen“ Handball im Hof. Dabei hoben sie mich einmal hoch und ich hatte auf das Verkaufsgestell des Hausmeisters mit Ölfarbe „Bauers Milchbar“ zu schreiben. Aus irgendwelchen Gründen empfand er es wohl als unangemessen. Die Fahndung nach den Missetätern blieb ohne Erfolg.

Bin ich ein „armer Bub?“

Unser erster Klassenlehrer in der Sexta und Quinta war Studienrat Flommersfeld. Er war der Onkel unseres Mitschülers Karl Ludwig. Er entdeckte bei mir eine angeborene körperliche Schwäche. Das kam so. Da wir bei ihm unter anderem Geographie hatten, mussten wir eine Gebirgsgegend malen. Als er mich bei der Kontrolle fragte, warum ich die Berge denn grün gemalt habe, meinte ich: „Das ist doch braun“. Da strich er mir über den Kopf und sagte: „Du armer Bub“. Da ich nicht Lokführer oder Kapitän werden wollte, hat mir die Farbschwäche nicht geschadet. Sie verhinderte allerdings einen Wechsel in die Schmuckbranche. Unsere Paten, Klara und Oskar Ruth, betrieben einen für Idar-Oberstein typischen Handel mit Edelsteinen. Da sie keine Kinder hatten, hätten sie gerne eines der Geschwister zur Nachfolge ausgewählt. Ich kam schon wegen der Farbsteine, mit denen sie vor allem in den USA handelten, nicht in Frage. Später, wenn ich bei Abstimmungen als Versammlungsleiter mit farbigen Stimmzetteln zu tun hatte, war die Benennung der Farbe immer Sache eines Kopräsidenten. Ich hielt mich zurück und bevorzugte nummerierte Stimm Scheine.

Später erzählte mir ein „Leidensgenosse“ von seinen Erlebnissen bei der kanadischen Eisenbahn. Dort arbeitete er als Schienenwärter während der Semesterferien. Wenn er in einem der zahlreichen Tunnels zu tun hatte und sich ein Zug näherte und die Lampen auf „rot“ oder „grün“ sprangen, wusste er nicht, aus welcher Richtung er kam. Sein Mittel war, dass er sein Ohr auf die Schienen legte und dann seine Draisine, mit der er unterwegs war, von dem Gleis kippte.

Nach einiger Zeit wechselte das Gymnasium „Marienschule“ nun als „Altsprachliches Gymnasium“, später „Rabanus-Maurus-Gymnasium“, anfangs der 50er Jahre zurück in das wieder aufgebaute Gebäude in der Kaiserstraße neben der Christuskirche. Wenn ich heute die vergleichsweise komfortablen Schulen sehe, kann ich den Fortschritt erkennen, den nur der ermessen kann, der die Nachkriegszeit miterlebt hat. Wir hatten Jahre lang keine Sporthalle, sondern tummelten uns auf der Anlage am Rhein neben dem Kaisertor oder auf dem asphaltierten Schulhof. Aufgeschürfte Beine und malträtierte Knie waren unser Markenzeichen. Überdies hatten meine Eltern Schulgeld zu zahlen, 20 DM für den ersten Schüler, 10 DM für das zweite Kind. Keine Kleinigkeit bei dem Einkommen meines Vaters, damals rund 400 DM. Da ich ein guter Schüler war, bestellte mich eines Tages 1951 der „Direx“ Meyer in sein Arbeitszimmer und eröffnete mir, dass ich kein Schulgeld mehr zu zahlen hätte. Meinem Herzklopfen ob dieser Einladung in die Direktion – man weiß ja nie – folgte daraufhin große Erleichterung und zu Hause Anerkennung.

Begleitschutz auf dem Schulweg: Ein Lehrer

Ich ging, wie gesagt gerne in die Schule. Dazu trugen Lehrer wie der Studiendirektor Dr. Franz bei, der immer wieder auf interessante Bücher zur Geschichte von Mainz hinwies und auf die Bedeutung der Stadt in der Vergangenheit. Er regte sich im Gegensatz zur damaligen Stadtpolitik darüber auf, dass das bischöfliche Palais und der Erker am „Kronberger Hof“ noch nach dem Krieg dem Modernisierungswahn geopfert wurden. Er hat mit Sicherheit in mir das Interesse an Geschichte und dem Verständnis ihrer Zusammenhänge überhaupt geweckt. Er war Vorsitzender des traditionsreichen Mainzer Altertumsvereins und ich unterhielt mich gerne mit ihm, vor allem auf dem Weg auf der Kaiserstraße morgens zur Schule. Während der Zerberus in Person von Oberstudienrat Brunn mit Akribie die Nachzügler am Eingang zum Schulhof notierte, entfiel das bei mir, wenn ich mit Dr. Franz in angeregter Unterhaltung gerade noch nach dem Klingeln der Schulglocke den Schulhof betrat. Er konnte ja schlecht den vorgesetzten Kollegen tadeln. Mein Bruder Siegfried war meist etwas früher als ich auf dem Weg. Er hatte auch, zurückhaltender als ich, weniger Interesse, mit einem Lehrer

längere Privatgespräche zu führen. Einmal schrieben wir eine Klassenarbeit in Französisch bei Studienrat Niehaus. Ich saß wie immer weiter hinten im Klassenraum, nie neben meinem Bruder, wohl wegen der Gefahr der Kollaboration bei Klassenarbeiten, als ich sah, dass der stärkste Junge in unserer Klasse, Pfeifer, genannt „Elle“ – wie Elefant – meinem Bruder, der vor ihm saß, das Arbeitsheft wegnahm, um abzuschreiben. Ich ging empört nach vorne, entriss ihm das Heft, gab es meinem verdutzten Bruder zurück und haute dem Übeltäter eine runter. Herr Niehaus beschäftigte sich während dieser Aktion mit Lesen, oder tat so, und reagierte nicht. Da ich die Rache „Elles“ fürchtete, trug ich freiwillig nach der Stunde die eingesammelten Arbeiten dem Lehrer voran in dessen Arbeitszimmer. Nach Schulschluss erwartete mich, wie ich vorausgesehen hatte, besagter Klassenkamerad am Ausgang. Er lief mir die gesamte Strecke bis zum Bahnhof hinterher, ohne mich zu erwischen. Am nächsten Tag war sein Zorn offenbar verraucht, denn er sprach mich nicht mehr darauf an. Er hatte übrigens eine schöne Stimme und sang im Domchor. Vielleicht hat ihn diese musikalisch-geistliche Übung dazu gebracht, mir zu vergeben. Ich war wohl in der Klasse recht beliebt, was mein Spitzname „Kattchen“ verriet. Niehaus erzählte gelegentlich, wie es ihm gelang als „Franzose“ aus der Gefangenschaft in einem Lager in Frankreich zu fliehen. Sein perfektes Französisch half ihm dabei, als er in der Bahn kontrolliert wurde, weil er sich laut mit den Mitfahrern unterhielt. Ein weiterer Lehrer war Oberstudienrat Kublick, der uns Latein und Griechisch beibrachte. Er hatte die Eigenart vom Gang aus einen Schlüsselbund in die wartende Schülermenge zu werfen und es fing ihn immer einer von denen auf, die es nötig hatten. Einmal hielten wir die mutmaßlichen „Fänger“ fest und der Schlüsselbund landete auf dem Boden. Das fand der Lehrer nicht lustig. Er war vielleicht kein guter Pädagoge, war jedoch vielseitig kulturell interessiert und wäre an der Uni wohl besser am Platz gewesen. Trotzdem lernten wir Viel bei ihm. Die Rückgabe der Klassenarbeiten wurde von ihm zelebriert. Er nahm jedes einzelne Heft in die Hand und kommentierte die Leistung. Ein Prädikat „bessere Arbeit“, adelte den Betreffenden. Einmal gab er mir die Lateinarbeit mit der höchsten Weihe „hat mich sehr gefreut, Eckhart“ zurück. Auf meine Reaktion „mich auch“, die ganz naiv und spontan erfolgte, hieb er mir das Heft um die Ohren. Später sagte er mir, das habe der Erziehung gedient und es habe offenbar Früchte getragen. Er war es übrigens, der bei mir das Interesse

an der Numismatik weckte, da er selbst griechische und römische Münzen sammelte und mir gelegentlich einen Katalog schenkte. Ich weiß allerdings nicht, was aus seiner Sammlung geworden ist.

Mein Bruder, der sehr musikalisch ist, hielt als Geiger die Familienehre im Fach Musik hoch. Studienrat Dr. Böskens, unser Musiklehrer und ein anerkannter Orgelspezialist, begleitete ihn oft bei Schulfesten, während ich im Schulchor sang. Er hätte zweifellos auch seine Karriere als Violinist gemacht, zumal er bei Günter Kehr, dem damaligen Direktor des Konservatoriums und Leiter des Mainzer Kammerorchesters studierte. Er hat dann aber, wie angedeutet, den handfesteren Beruf des Zahnarztes ergriffen, der ihn in eine Zahnarztpraxis nach Waldshut an den Oberrhein führte, wo er heute noch lebt.

„I like Hitlerstamps“, meint ein Junge aus den USA

Georg Pick war seinerzeit in Mainz und darüber hinaus allgemein bekannt und als eindrucksvolle Persönlichkeit sehr geschätzt. Das galt auch für die Stadtverwaltung und besonders für Oberbürgermeister Franz Stein. Anfangs der 50er Jahre war deshalb unser Vater Mitglied einer ersten Mainzer Delegation, die zu einer Reise in die USA, ich glaube von der amerikanischen Regierung eingeladen, aufbrach. Sie wurde von dem damaligen Mainzer Oberbürgermeister auf dem Mainzer Hauptbahnhof verabschiedet, um von Frankfurt aus in die USA zu fliegen. Stein, der zu unserer Familie ein herzliches Verhältnis pflegte, wir trafen ihn öfter sonntags im Waldrestaurant auf dem Lenneberg im Gonsenheimer Wald, fragte mich, was ich denn so mache und vorhabe. Ich antwortete, dass ich nach der Schule Jura studieren wollte. Darauf erwiderte er: „Ich dachte immer, dass du aus einer anständigen Familie kommst“. Soweit seine Meinung über die Juristen. Als mich mein Freund Jörg Metschke erstmals in Mainz besuchte, fragte er am Bahnhof am Taxistand nach der Gartenfeldstraße. Einer der Taxifahrer fragte vor seiner eigentlich erwarteten Antwort zurück: „Wollen Sie zu Herrn Dr. Pick?“ Das beeindruckte Jörg sehr, wie er später immer betonte. Für uns war es klar, dass mein Vater deshalb in Taxikreisen so bekannt war, weil er sich zu amtlich veranlassten Terminen wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen stets von ihnen fahren ließ.

Mein Vater lernte auf dieser Reise nach den USA in der Stadt Evansville, der Hauptstadt von Indiana, eine Familie namens Youngs kennen, deren Sohn Craig sich sehr an einem Besuch in Mainz interessiert zeigte. Auf die Einladung durch Vater folgte sein Besuch in Mainz. Da ich in der Schule noch kein Englisch hatte, impfte Vater uns mit einem Willkommensgruß, der lautete: „We great you as our guest and friend“. Besagter Gast war sehr an Hitler und seinen Briefmarken interessiert. Auf sein Drängen hin „I like Hitlerstamps“ besuchten wir häufig die Briefmarkenhandlung Lörsch auf der Großen Bleiche. Der Inhaber, an dessen großen Goldring an der Hand ich mich besonders erinnere, erzählte uns, dass die Amerikaner nicht „chocolate“, sondern „candy“ sagen würden, wenn von Schokolade die Rede wäre. Das hätten ihm die GIs der amerikanischen Besatzung erklärt. Das wurde von Craig aber bestritten. Später besuchten mein Bruder und ich die Familie Youngs in England, wo der Vater als Berater der englischen Kohlegesellschaft in Wales tätig war. Wir wohnten in einem Badeort an der Küste namens Mumbles, nicht weit von Swansea. Dort lernten wir nicht nur englisch, sondern auch für uns damals so ferne Sportarten wie Cricket und Golf kennen. Dass nach jeder Kinovorstellung die Nationalhymne gesungen wurde, hat uns beeindruckt. Außerdem machten wir erste Schritte im Erlernen des Gälischen, der keltischen Ursprache, die gespickt mit Kehllauten ist. „Llan whire ... llantisillo ogogoch“ war der Name eines Bahnhofs mit der übergroßen Länge.

Wie kommt man mit dem „2 CV“ ins Schloss?

Um noch etwas bei der Musik zu verweilen. Es gab damals in Mainz den Philharmonischen Verein, gegründet von einem musikbegeisterten Herrn Georg Reith. Dessen Konzerte als Liebhaberorchester mit renommierten Künstlern, waren ein bedeutender Teil im Musikleben der Stadt. Mein Bruder saß neben Dr. Falck, dem Direktor des Stadtarchivs und in seiner Freizeit Konzertmeister des Vereins, am ersten Pult. Einmal saßen wir erwartungsfroh im Großen Saal des Schlosses, um einem Konzert zu lauschen. Es war wohl ein Violinkonzert mit Michel Schwalbé, dem damaligen Konzertmeister der Berliner Philharmoniker. An den Dirigenten erinnere ich mich nicht mehr. Es ging aber nicht los und der Platz meines Bruders auf der Bühne blieb leer. Da öffnete sich die Eingangstür zum Großen Saal und eine kleine Frau in Kittelschürze, mit ihrem

Jüngsten an der Hand, kam suchend auf dem Mittelgang die Reihen entlang, bis sie uns fand. Es war Franziska, genannt Fränzel, die Frau eines unserer Cousins Otto, dem Jüngeren, die uns sagte, dass Siegfried einen Autounfall gehabt hätte, es sei ihm aber nichts passiert. Dann nahm das Konzert seinen Verlauf ohne Siegfried. Der hatte mit aufgeschlitztem Anzugsärmel und aufgeschürftem Unterarm - lässig die Arme auf dem offenen Fensterrahmen ruhend - unseren kindereigenen 2 CV bei einer Kollision mit einem anderen Pkw auf die Seite gelegt (der andere hatte übrigens Vorfahrt). Siegfried wurde dann in der Klinik mit einer Tetanuspritze verarztet. Der von Siegfried genutzte „Deux chevaux“ war für 1400 DM von uns drei Kindern von einem Kommilitonen aus Wiesbaden kurz nach dem Erwerb des Führerscheins Anfang der 60er Jahre gekauft worden. Es war ein Kastenwagen mit dem Namen „Weekend“. Er war sehr praktisch, besaß noch eine Handkurbel, mit der die 12,5 PS-Maschine zur Not zum Laufen gebracht werden konnte. Wenn man die zweite Reihe der Bestuhlung nach vorne verschob, konnte man auch darin schlafen. Mein Bruder und ich nutzten den Wagen nach dem Kauf für eine Fahrt nach Südfrankreich. Ich schrieb mit Kreide an die Dachfront „occupé“, was auf der Fahrt für Heiterkeit sorgte. Nicht amüsés waren die Lastwagenfahrer, wenn sie uns an Steigungen wegen unserer schwachen Motorisierung überholen mussten oder bei Überholverböten hinter uns herzoteln mussten. Der Campingplatz in „Palavas les flots“, damals noch ein verschlafener Fischerhafen, war Treffpunkt deutscher Studenten mit kleinem Budget. Immerhin konnten wir uns eine Tour zu Pferde in die Camargue leisten. Ich bekam natürlich das größte Tier zugeteilt. Es trug den Namen „Musique“ und lief immer am Schluss

PHILHARMONISCHER VEREIN EV · MAINZ
Gegründet 1847

Symphonie-Konzert

Samstag, 19. Mai 1960, 20 Uhr · Kurfürstliches Schloß, Großer Saal

Dirigiert von:
LORE FISCHER

Musikalische Leitung:
MARTIN BINGER

JOHANN CHRISTIAN BACH *Sinfonia concertante Es-Dur mit 2 Solo-Violen und Solo-Oboe*
Allegro
Andante
Menuetto

W. A. MOZART *Zwei Arten für Alt aus „La Betulia liberata“ (K. V. 118) (Eislauführung)*

MAX REGER *An die Hoffnung (Hölderlin) opus 124 für Alt und Orchester*

JOHANNES BRAHMS *Serenade, opus 11*
Allegro molto
Scherzo: Allegro non troppo
Adagio non troppo
Menuetto
Scherzo: Allegro
Rondo: Allegro

Program 20 Pic.

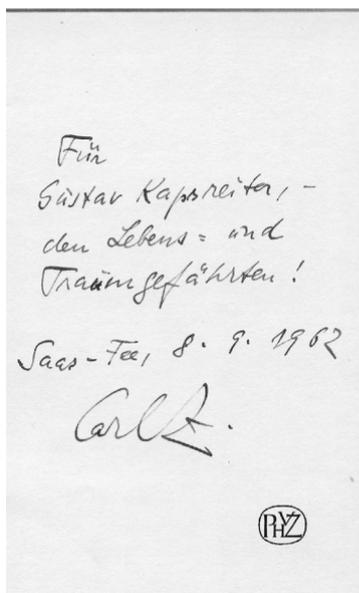
Diesmal war Siegfried pünktlich.

der Karawane. Es setzte sich immer dann in Bewegung, wenn der Guide ihn dazu ermunterte. Als ich es auch probierte, drehte das Pferd nur den Kopf nach mir um, so dass ich es dann unterließ, ihn anzuspornen. Nach dem Ritt sagte ich, dass ich zumindest das klügste Tier erwischte hätte. Es hätte den Marsch mit dem geringsten Aufwand gemacht. Das Kino des Dorfs war in einem größeren Anwesen untergebracht. Als wir dort die Inhaber abends beim Essen antrafen, meinten sie, nach dem Beginn der Vorstellung gefragt: „Après le repas“. Das Auto leistete uns lange Jahre gute Dienste, bis Siegfried ihn dann schließlich zu Bruch fuhr. Nach dem Studium der Zahnmedizin in Freiburg wollte er mit einem Freund seinen Haushalt (Bett und weitere Utensilien) nach Hause fahren. Dann machte der Motor auf der Autobahn in Höhe der Abfahrt nach Riegel schlapp. Sein Hilferuf erreichte uns in Mainz und ich fuhr mit dem Opel Rekord unseres Vaters nach Riegel. Dort versuchten die zwei Gestrandeten gerade einen Teil der Ladung zu verkaufen. Ich schleppte das Wrack in eine Werkstatt, wo ich es für 400 DM verkaufte. Übrigens schlug ich für den Fall des Kaufs eines anderen Pkws bei dem Händler einen Zuschlag von weiteren 250 DM heraus. Dies blieb aber nur Theorie, wobei ich mächtig stolz auf meine Geschäftstüchtigkeit war.

Zuckmayer und seine -unsere- Schule

Die Schulzeit von Siegfried und mir endete mit dem Abitur 1960, was ich zwar nicht in Glanzform, aber solide schaffte. Zwei Jahre später holte sie mich gewissermaßen wieder ein, als die Stadt Mainz ihre angeblich verfrühte 2000-Jahrfeier im Jahre 1962 beging. Das wurde mit einer Briefmarke gewissermaßen bestätigt, sehr zum Ärger von Trier, der selbst zur ältesten Stadt stilisierten Kommune. Ich behaupte immer noch, dass die Stadt als Civitas oder Lager Castrum Moguntiacum, schließlich Hauptstadt der Provinz Obergermanien, mutmaßlich älter als Trier sein müsste, da die Römer doch viel früher den Rhein kolonisierten als das abseits liegende Moseltal, in dem die Treverer Widerstand leisteten. Aber zurück zur Schulzeitreminiszenz. Im selben Jahr 1962 feierte auch das Humanistische Gymnasium sein vierhundertjähriges Bestehen. Dieses Jubiläum war nicht umstritten! Mein Vater war damals im Rahmen der Festlichkeiten zu einer Veranstaltung des Gymnasiums ins Mainzer (damals noch) städtische Theater eingeladen. Carl Zuckmayer hielt am 27. Mai einen lebendigen Vortrag mit dem Titel „Das

Ziel der Klasse“, das ihn als ehemaligen Schüler outete. Da mein Vater plötzlich verhindert war, überließ er meiner Schwester Freya und mir die Karten, die in einer der ersten Reihen des Parketts auch noch in der Mitte ausgezeichnete Plätze und nahe am Rednerpult auf der Bühne beinhalteten. Als wir kurz vor der Eröffnung die Plätze einnahmen, gingen wir an der aus ihrer Sicht schlechter platzierten Lehrerschaft vorbei und nahmen Platz. Wir hörten uns die vergnügliche Rede an, bei der Zuckmayer auf der Bühne hin und her sprang, indem er einen Lehrer aus seiner Schulzeit imitierte, der von dem Tick besessen war, der Mensch habe nur eine bestimmte Menge Gelenkschmiere im Leben zur Verfügung; deswegen müsse man sozusagen im Wiegeschritt auf und ab gehend das Quantum schonen. Am nächsten Tag musste sich meine Schwester, die ja noch zur Schule ging, die Klage anhören, wir hätten eigentlich, wenn überhaupt zugelassen, auf hintere Plätze gehört und nicht vor die Lehrer und hätten so wie so die Karten zurückgeben müssen. Das Timing sei raffiniert gewesen, nämlich unmittelbar vor Beginn erst zu erscheinen. Deshalb wäre eine Korrektur (von wem auch immer?) nicht mehr möglich gewesen. Selbst unser Kunstleh-



Zuckmayers „Ziel der Klasse“ war auch unseres.

rer Hans Mayer, „Kunstmayer“, sonst durchaus mit Humor begabt, fand unser Verhalten durchtrieben. Meine Schwester, als Stütze der Frauenrollen im Schultheater unverzichtbar, konnte die Vorwürfe allerdings gut aushalten. Ich hatte mich der Schulordnung ja schon längst entzogen. Später als Abgeordneter im Deutschen Bundestag habe ich dadurch späte Wiedergutmachung geleistet, dass ich häufig Klassen aus „meinem“ Gymnasium (neben vielen anderen Schulen) nach Bonn bzw. nach Berlin zum Besuch des Bundestags eingeladen habe. Auch mein Einsatz für die Ehrung Zuckmayers durch eine Briefmarke mag in diesen Zusammenhang gehören. Da waren die damals Beteiligten schon längst im außerschulischen „Olymp“ (?).

Auch bei einer weiteren Premiere im Theater war ich zugegen. Es war die Uraufführung des „Mainzer Umzugs“, einem Gemeinschaftswerk von Paul Hindemith und Carl Zuckmayer zur 2000-Jahrfeier. Die Affinität zum Theater leitet ohne Weiteres zum nächsten Abschnitt über.

Meine frühe Bühnenkarriere als Sänger

Ich muss allerdings darauf hinweisen, dass ich eine zumindest in den Anfangsjahren erfolgreiche musikalische Karriere hinter mir habe. Sie begann zu Hause mit Klavierstunden bei Hildegard Schunk, der Tochter eines Gemeindemitglieds. Diese umrahmte auch die Feierstunden der Gemeinde mit dem Spiel auf dem Harmonium. Später oft zusammen mit meinem Bruder, der wesentlich begabter war als ich. Meine Fortschritte auf dem Klavier hielten sich in Grenzen. Später übernahm Frau Anni Gerhard-Binger diese Aufgabe zunächst in ihrer Wohnung in der Kaiserstraße. Sie ermahnte mich zwar immer: „Eckhart, du musst mehr üben“, trotzdem ging ich gerne in die Klavierstunde, da dort für Anregung gesorgt war. Ihr Mann, der bekannte Maler Adolf Gerhard, hatte nämlich sein Atelier Tür an Tür mit dem Wohnzimmer, das als Übungsraum diente. Wenn Frau Gerhard einmal unterbrechen musste, war ihr Mann immer bereit, einem seine Bilder zu erklären, insbesondere das, an dem er arbeitete. Er war nicht besonders geschäftstüchtig -dafür sprang seine Frau ein- und eine Seele von Mensch. War dann die Stunde schon fortgeschritten, konnte ich den Pflichten am Klavier entgehen, indem ich auf zeitliche Verpflichtungen hinwies. Frau Gerhard leitete auch einen Kinderchor, der öffentlich bei

Veranstaltungen in Altersheimen und Schulen, auch mit dramatischen Stücken auftrat. Da ich schon immer gern und laut sang, war ich auch dabei. Meine Schwester zog mich immer damit auf, als ich einen Riesen (mit Sopranstimme) zu spielen hatte. Aber Anni Gerhard-Binger vermittelte mich und meinen Bruder ans Mainzer Theater. Ihr Bruder, Martin Julius Binger, war dort als Chorleiter tätig. Zu seiner Zeit war er auch bekannt als Komponist fastnachtlicher Musik. Im Theater gab es noch in den 19sechziger/-siebziger Jahren die Gutenbergfestspiele. Unter dem Generalmusikdirektor Karl Maria Zwissler, einem Schüler Hans Pfitzners, gastierten in Operaufführungen internationale Stars.

„Wo ist denn unser Liebeslager?“ fragt Inge Borgh (Tosca) den Mainzer Tenor Josef Traxel (Cavaradossi)

In einer Aufführung der Oper „Tosca“ von Puccini durften mein Bruder und ich im Knabenchor auf der Bühne mitwirken. Wir spielten dort die Chorbuben, die in der Kirche eine Siegesmesse feiern und im Überschwang die männlichen Chormitglieder herausfordern, mitzumachen beim Herumtollen. Die ganze Aufregung er stirbt dann mit einem unvollendeten „Victo“ von „Victoria“, auf den Lippen, weil die Staatsmacht in Person des Geheimdienstchefs Scarpia erscheint. Heute erinnert er mich an Putin. In dieser mir unvergesslichen Aufführung sangen Inge Borgh die Tosca, Josef Traxel den Maler Cavaradossi und Hermann Uhde den Fiesling Scarpia. Ich war ganz nahe am Geschehen, nachdem wir unsere tragende Rolle beendet hatten. Denn ich durfte neben der Feuerwache hinter dem Vorhang den Betrieb beobachten. Da stand z. B. Josef Traxel, der berühmte Mainzer lyrische Tenor, lange Jahre auf allen Bühnen zu Hause, an einem Pult, noch einmal in die Partitur vertieft oder Inge Borgh, die als dramatischer Sopran an allen bedeutenden Häusern sang, auch in Bayreuth, und die vom Regisseur in der Pause wissen wollte: „Wo ist denn nun unser Liebeslager?“. Damals wurde ich Fan von Sängerinnen und Sängern. Meinen Part sang ich gern und laut, wo sich Gelegenheit bot, vor allem im Treppenhaus des Hauses in der Gartenfeldstraße Nummer 3, in das wir 1953 gezogen waren. Ich konnte allerdings nur beim Hinaufsteigen singen, da das Tempo beim Herunterrutschen auf dem Holzgeländer alle Konzentration erforderte, besonders auch bei der Landung auf dem Steinboden im Parterre.